

für Br. im Selbstbewußtsein „die Notwendigkeit einer Objektivierung geltend“ (41).

Mit dem bisher Gesagten hängt ein anderer Punkt zusammen, an dem eine gewisse Kritik wach wird. Die ungemein wertvolle Abgrenzung der einzelnen Wirklichkeitsstufen gegeneinander verführt den Verf. dazu, die ungerechtfertigte Übertragung der Eigenart einer Seinsstufe auf die anderen auch dort zu sehen, wo das nicht oder wenigstens nicht in diesem Maße der Fall ist. So scheint bei der oben erwähnten Ablehnung des strengen Thomismus der Vorwurf einer allzu dinglichen Denkweise massiver erhoben zu werden, als es durch das zu widerlegende System eigentlich begründet wäre. Auch will uns nicht einleuchten, daß Sorge und Angst allein dem sinnlichen Bereich zugehören sollen, während sie auf das Geistig-Personhafte zu Unrecht angewandt würden; erreichen doch Sorge und Angst gerade dort ihre furchtbarste Intensität, wo es nicht nur um leibliche Notdurft, sondern um Bewähren oder Vergeuden, um Heil oder Verwerfung gerade der Person geht. Am wenigsten wollen die Bedenken bei dem Kapitel über die Finalität zur Ruhe kommen (299—335). Nur das menschliche Schaffen im gegenständlichen Bereich, vor allem sein Hervorbringen von Kulturdingen, sei wirklich final; diesem steht am nächsten das Tier, während das geistig-personale Leben überfinal-sinnvoll, das pflanzliche Leben unterfinal und das stoffliche Geschehen völlig unfinal verlaufe. In diesem Zusammenhang fallen Sätze wie: „Unbewußte Finalität aber ist ein bloßes Wort“; oder: die Rückführung der unbewußten Finalität auf den Geist Gottes „hieß, aus dem Organismus eine von Gott gelenkte Maschine machen“ (311). Man müßte nicht zu einer so extremen Auffassung kommen, wenn man die von Br. selbst erwähnte Analogie zur menschlichen Finalität folgerichtig durchführen würde. Wie hier so werden auch sonst manchmal Lehrstücke der philosophia perennis etwas einseitig und nicht in ihrer letzten Tiefe gesehen, so etwa die intelligible Struktur des Seienden und die dieser entsprechende Theorie vom tätigen Verstand (vgl. 97 und 551 f.).

Kaum nötig ist zu bemerken, daß unsere kritischen Bedenken keineswegs unsere positive Stellungnahme zu diesem wirklichen und befreienden Wurf aufheben wollen.

Joh. B. Lotz S. J.

Dessauer, Fr., *Am Rande der Dinge. Über das Verhältnis von Wissen und Glauben.* 8° (56 S.) Frankfurt 1951, Knecht, DM 2.80.

Auf das Unendliche und Absolute eingestellte Geisteshaltung geht jedem forschersischen Erkennen voraus und umhüllt es; dorthin zielt jede Erkenntnis. Der Forscher schaut vom Wissensraum aus in das Meer der Problematik; in der Überzeugung, daß es außerhalb der erhellten Wissenszone noch Wirklichkeit gibt, ein unerforschtes Reich ohne Enden. Er steht an der Dinge Grenze und hat eine das bisherige, ja das gesamte Erfahrungswissen übersteigende antizipierende Bereitschaft für das Unendliche. Die Gesamtheit der Objekte läßt sich nicht mit dem identifizieren, was wir sehen, greifen und mathematisch-naturwissenschaftlich erschließen. Wir erwarten für echte menschliche Strebungen des Körpers und des Geistes Erfüllungen im Universum. Ohne diese Zuversicht auf Erfüllung würden wir nicht forschen. Aber wir wissen auch, daß es menschliche Strebungen gibt, die der Kosmos allein nicht erfüllen kann, die wir dort auch nicht suchen. Der Forscher weiß, daß sein eigenes Gebiet, seine „erhellte Zone“, durchsetzt ist von „zuverlässigen Geheimnissen“; er nimmt auch in seinem Fachgebiet immer mehr an als das nur mit seiner Methode Erkennbare. Sein tiefstes Streben wird nie und nirgends im kosmischen Raum erfüllt. Stets kommt der Befehl: „Weiter, tiefer!“ In unserm Innern lebt ein Imperativ, der nicht wirklich zum Schweigen kommt; ein Befehl zum Wissen und zum Stärkerwerden; eine Kompaßkraft. Das bedeutet: Wir suchen im Grunde das „Letzte“, Absolute, nicht mehr Bedingte, Abhängige, von noch Tieferem Getragene. Und wir finden keine Ruhe, bis wir beim Absolut-Vollkommen sind. *Inquietum est cor nostrum*... „Glaube“ ist offenbar die umfassendste, am weitesten tragende geistige Anlage. „Er schreitet sozusagen voran und läßt, hat er das Objekt ergriffen, den Verstand als seinen Gefolgsmann sich mühen. Das ist das ‚credo ut intelligam‘



des Augustinus. Zuerst fasse ich glaubend zu, setze das Geheimnis als Realität; dann versuche ich, was ich davon verstehen kann. So kann man den augustinischen Satz übersetzen.“ (44 f.)

Dies sind zündende Anregungen und ernste Aufforderungen. Sie stehen in einer kurz gefaßten, aber ganz ursprünglichen, von hohem Ethos erfüllten und ungewöhnlich gedankentiefen Schrift, die jedem Forscher, insbesondere dem Philosophen und Theologen sehr Wichtiges und Wesentliches sagt; was aber auch in der christlichen Philosophie leider viel zu wenig in seinen inneren Gründen, Zusammenhängen und Zielen erforscht ist. Unser Erkennen erfolgt nie und nirgends von voraussetzungslosem Standort aus, niemals von einem Nichts des Wissens her; niemals also auch allein auf Grund des Wahrnehmens und Erfahrens, sondern immer und absolut notwendigerweise aus der Einstellung und Haltung des ganzen Menschen und aller seiner Seinsphären heraus. Wir erkennen immer und absolut notwendigerweise von einem Umfassenderen, vom Grenzenlosen her, vom naturgegeben vorbekannten Seienden als solchem und vom naturgegeben vorbekannten Formalobjekt unserer Fähigkeiten her; und wir streben anderseits über jede Grenze hinaus; unwiderstehlich vorwärts getrieben vom Imperativ in der eigenen Natur, final geleitet vom Inhalt des Objekts und seinen wesensnotwendigen Beziehungen. Apriori, durch unsere Einstellung und Haltung, letztlich also innerlich durch unsere eigene Natur, ihr Wesen, ihr Woher und Wohin, ist vorbestimmt, was, daß und wie wir erkennen und streben können und sollen. Eine naturgegebene, infolge der Potenz-Akt-Vieleinheit unseres Seins, der ganzen Persönlichkeit, des „Herzens“ sowohl sich verbergende und darum verborgene als auch sich offenbarende und darum offenbare, wahr und richtig eingestellte Kraft, eine naturgegebene, innerlich von uns selbst begründete, letztlich darum uns mit unserem Sein von Gott geschenkte Überzeugung, „Glaube“, drängt und führt uns in allem Erkennen und Streben. Sie ruht nicht eher, als bis wir bei Gott sind, ja drängt dann uns erst recht zu Gott hin, der allein unser Herz ausfüllen kann. Doch ist infolge der Potentialität unseres Seins auch der Geheimnischarakter unserm Sein und Wesen, unserer Einstellung und Haltung, unserm Erkennen und Streben wesentlich. Weil aber jede Potenz sinnvoll-final auf ihren entsprechenden Akt hingebunden ist, überwiegt durch die im Akt gegründete Lichthaftigkeit unseres Seins die Erhelltheit in unserer Einstellung und Haltung, in unserm Erkennen und Streben.

Möge die edel, schön und lebendig vorgelegte Schrift auf viele, Lehrer und Schüler der Philosophie, Theologie und der andern Wissenschaften, befruchtend wirken, auf daß sie erkennen, wie und warum sie immer „am Rande der Dinge“ stehen und darum über ihn hinausschauen, mögen sie es nun reflex-ausdrücklich zugeben oder nicht, daß sie im Forschen Antwort erhalten, „in Hingabe, im Lauschen, Spähen, Selbstverzicht“. Erkennen der Grenze ist zugleich ihr Überschreiten; für den Geist, der nie und nirgends auf das Begrenzte eingeengt ist und eingeengt sein kann. *Anima quodammodo omnia.*

C. Nink S.J.

Thibon, G., *Nietzsche ou Le Déclin de l'Esprit*. kl. 8° (XI u. 321 S.) Lyon 1948, Lardanchet. Fr. 320.—

Das Thema dieses Nietzsche-Buches: der dramatische Zweikampf des Menschen N. mit Gott, und näherhin: die christliche Antwort auf das Antichristentum. Verf. ist nicht eigentlich philosophisch interessiert, sondern mehr theologisch, obwohl philosophische Probleme von nicht geringem Gewicht sich immer wieder zur Sprache melden. An Positivem für den christlichen Leser soll vor allem herausspringen die Sicht auf psychologisch-theologische Wahrheiten, deren unzulängliches Verständnis im durchschnittlichen Denken und Leben der Christen N. unnachlässig enthüllt habe. Der Kampf N.s mit Gott endet in Zerrissenheit und Chaos; in dieser Leere aber offenbart sich die Notwendigkeit Gottes. N. weist den Trank ab, doch der Durst bleibt (35).

Ist Durst ein Argument für die mögliche, in unserem Falle zugleich auch wirkliche Existenz von Wasser? Das wird allzu unkritisch vorausgesetzt. Ohne